

HEYNE <

»Einige Menschen machen ihr Hobby zum Beruf. Nun, bei mir war es genau umgekehrt. Erst durch meine Arbeit habe ich meine große Leidenschaft für das Thema Garten entdeckt. In diesem Buch stelle ich einige der Gärten und Betriebe vor, die ich in der Vergangenheit besuchen durfte – vor allem aber deren großherzige Besitzerinnen und Besitzer. Sie alle öffneten ihre Pforten, um für ein oder zwei Tage eine Reporterin samt Kamerateam hereinzubitten. Wir durften in das Leben dieser Menschen eintauchen, sie kennenlernen, mitarbeiten und (manchmal dumme) Fragen stellen.«

»Lustig und anrührend, spannend und informativ. Ein ganz tolles Buch!« *Peter Wohlleben*

»Dass aus Bildern gute Bücher werden, ist nicht oft der Fall. Sabine Platz ist es gelungen.« *Katrin Schumacher, MDR Kultur*



©Benjamin Zibner/
Penguin Random House

Sabine Platz, geboren 1971, ist eine deutsche Fernsehjournalistin. Sie wuchs in West-Berlin auf und studierte Wirtschaftskommunikation. Nach Stationen im Landesstudio Stuttgart und in Kriegs- und Krisengebieten wie Afghanistan und dem Balkan lebt und arbeitet Sabine Platz heute wieder in Berlin. Hier ist sie für das ZDF-Morgen- und Mittagsmagazin als Reporterin tätig und in wiederkehrenden Formaten zu sehen. Für ihre Serie »Platz im Garten« reist sie regelmäßig durch die Republik und trifft Menschen mit außergewöhnlichen Gartengeschichten

SABINE PLATZ

Im Garten

ZWISCHEN KNOLLE
UND KOMPOST
LIEGT DAS GANZE LEBEN

GESCHICHTEN VON GÄRTEN UND MENSCHEN

Mit Illustrationen von Inka Hagen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Taschenbisherstausgabe 03/2023

Copyright © 2021 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Nina Lieke

Illustrationen: Inka Hagen www.inkahagen.de

Bildredaktion: Tanja Zielniak

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design
unter Verwendung von 336561919 ©Ekkawit/Bigstock
und 363567545 © Smika/Shutterstock

Umschlag- und Autorenfoto: Benjamin Zibner /

Penguin Random House Verlagsgruppe

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN: 978-3-453-60655-5

www.heyne.de

INHALT

Vorwort	7
Lieber spät als nie	11
Piekarski	21
Die Orchidee	41
Die Schmiede	61
London	83
Penny	97
Ein guter Freund	109
Pfannkuchen in Thüringen	115
Der alte Apfel	141
Die Sibirische Lärche	161
Die Rumänen	167
Das Moor	181
Zum Geburtstag	207
Die beste Gärtnerin	213

Mein Garten im Winter 235

Hortensien in der Krise 247

Was bleibt? 257

Dank 275

Anhang 281



»Was halten Sie davon, wenn ich mal mit einem Kamerateam bei Ihnen vorbeikomme?« Wenn ich dienstlich telefoniere, dann dauert es manchmal gar nicht lange, bis ich, meist etwas vorsichtig, diese Frage stelle. Und ich telefoniere oft, schließlich muss ich sie finden, die Menschen da draußen, die ich für meine Rubrik *Platz im Garten* interviewen kann. Ich treffe Gartenbesitzerinnen, Gärtner, Landwirte, Biotannenbaumproduzenten, Organisatorinnen von Bundesgartenschauen, Menschen in freiwilligen Diensten, Enthusiasten und Expertinnen. Sie alle eint eines – die Liebe zu ihren Gärten und zur Natur.

Dieses Buch stellt einige der Gärten, vor allem aber deren großherzige Besitzer und Besitzerinnen vor, die ich in der Vergangenheit auf diese Weise gefunden habe und filmen durfte. Sie alle öffneten ihre Pforten, um für ein oder zwei Tage eine Reporterin samt Fernsehteam hereinzubitten. Fernsehen macht immer Umstände, manchmal Dreck, bringt Unruhe und kostet Zeit. Und dennoch durften wir kommen und eintauchen in das Leben dieser Menschen, ihre Gärten oder Betriebe kennenlernen, mitarbeiten und (manchmal dumme) Fragen stellen.

Treue *moma*-Zuschauer wissen – ich bin schlicht diejenige, die am Ende des Tages einen Film schneidet. Die Kenner, Expertinnen und Spezialisten, stehen auf der anderen Seite des Mikrofons. Darum ist dieses Buch kein Gartenratgeber. Klar – ich habe mir über die Jahre so einiges angeeignet. Wenn man unzählige Leute vom Fach interviewt, einen Profi nach dem anderen vor der Nase hat,

bleibt zum Glück ein bisschen was hängen. Und dennoch, selbst wenn man bei uns Journalisten flott zum »Experten« ernannt wird, kaum, dass man zwei Mal über das gleiche Thema berichtet hat, so sage ich hier doch in aller Deutlichkeit: »Nein, meine Expertise geht keinesfalls über die einer Rückschläge erprobten Amateurgärtnerin hinaus.« Sie werden in diesem Buch zwar Informatives zu einigen ausgewählten Pflanzen oder Gehölzen finden, aber als Ratgeber taugen diese Seiten nicht. Eher vielleicht als kurze literarische Pause.

Als Journalistin kann ich auf wunderbare Weise meinen Beruf mit meiner großen Leidenschaft für das Thema Garten verbinden. Für dieses Buch aber habe ich mich auf unbekanntes Terrain begeben. Schließlich bin ich als Fernsehfrau daran gewöhnt, dass eine Kamera die Bilder für mich aufzeichnet. Beim Schreiben muss ich die Bilder durch Worte kreieren, sie lebendig und anschaulich in Schriftform aufs Papier bringen. Fernsehen mit Buchstaben sozusagen. Ich hoffe, das ist mir gelungen. Denn die Reisen, auf die ich Sie mitnehmen möchte, die tollen Touren, von denen auf den folgenden Seiten die Rede sein wird, waren alle besonders, sie klangen noch lange in mir nach und sie haben mich verändert. Und so komme ich gar nicht umhin, auch von dieser, von meiner ganz persönlichen Veränderung an einigen Stellen des Buches zu berichten. Gärtnern macht glücklich und mit den folgenden Seiten habe ich den Versuch unternommen, zu beschreiben, warum.

Vielleicht klingt auch in Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, die ein oder andere Geschichte nach. Selbst wenn Sie längst wieder das Laub draußen zusammenklauben, mit der Schubkarre in Richtung Komposthaufen unterwegs sind oder auf dem Balkon die Sämereien in die Sonne stellen.

Was mehr könnte ich mir als Schreiberin dieser Zeilen wünschen?

Lieber spät als nie



Menschen wie mich, die ihre Leidenschaft für Gärten und die damit verbundene Freude an Rückschlägen und körperlicher Schwerstarbeit erst spät für sich entdecken, nennt man im Fachjargon *Late Bloomer*, also Spätmöchtegern. Marketingexperten großer Gartencenterketten und Baumärkte umwerben diese Zielgruppe gerne, denn wer spät beginnt für ein Thema zu brennen, hat in der Regel einiges an Geld für die neue Leidenschaft zur Verfügung und kleckert nicht, sondern klotzt.

Das ist bei mir nicht anders. Ich habe in meinen 800 Quadratmetern Garten über die Jahre einen Großteil meines Reportergehalts versenkt. Und wenn ich schreibe versenkt, dann meine ich das wörtlich. Das Geld steckt mehr oder weniger sinnvoll angelegt in unglaublichen Mengen Tulpenzwiebeln, Frühblüher, Terrasseneinfassungen, Mulchmasse, Blumenerde, organischem Dünger, verschiedenerlei Stauden, Kleinstrauch- und Ramblerrosen und edlen, vermeintlich extravaganten Gehölzen. Leider aber gehört zum Schicksal einer späten Gärtnerin, dass sie keine Ahnung hat von dem, was sie da tut. Und wer keine Ahnung hat, kauft alles doppelt und dreifach, beginnt mit wilden Umbaumaßnahmen an der einen Stelle, pflanzt und gräbt und düngt an der anderen – nur um in der nächsten Saison festzustellen, dass sie sich all die Mühe und Kosten weitestgehend hätte sparen können. Der Rittersporn taucht gar nicht erst wieder auf, die super seltene Japan-Pfingstrose bildet auch im dritten Jahr nur eine einzige Blüte und der Phlox, ach der Phlox, der sieht so albern und spillerig aus, dass Karl Foerster, wäre er nicht schon tot, wahrscheinlich auf

der Stelle zu Stein werden würde, hätte er sich im letzten Spätsommer in meinen Garten verirrt.

Und doch – all dieser deprimierenden Erfahrungen zum Trotz, habe ich nicht längst die Schaufel in die Ecke geschmissen und mich einem anderen, eventuell Erfolg versprechenderem Hobby zugewandt. Im Gegenteil. Seit ich das Gärtnern für mich entdeckt habe, begebe ich mich Jahr für Jahr voller Freude erneut in den Kampf, werfe die Siebtrommel an, grabe die Hochbeete um und lege – diesmal wird es klappen! – schon wieder ein neues Staudenbeet an. Warum fragen Sie sich?

Weil Gärtnern auf vielen verschiedenen Ebenen glücklich macht. Und das geht so: Erstens: Die Zeit in meiner grünen Hölle gehört mir allein, vergeht wie im Flug und ich vergesse auf die Uhr zu sehen. Zweitens: Gartenarbeit kann es locker mit jedem Core-App-Kurs, jeder Pump-up-Challenge und jeder Power-Yoga-Übung aufnehmen. Wer gärtnernt braucht keine Mitgliedschaft im Fitnessstudio. Ich schiebe die voll beladene Schubkarre von vorne nach hinten, trage den Gehölzschnitt zum Kompost. Ich habe die Gartenschere im Vorgarten vergessen, muss sie holen und schleppe bei der Gelegenheit auch gleich die Ausziehleiter mit. Ich steige hoch, binde fest, klettere runter, ich laufe, stoppe, schnibble, stehe auf und laufe weiter. Mein Fitnessarmband zeigt mir lange vor dem Mittagessen blinkend an, dass ich das tägliche Penum der geforderten 10 000 Schritte erreicht habe. Und die nächsten 10 000? Habe ich spätestens nach dem Rückschnitt des Apfelbaums am Nachmittag auf dem Buckel. Drittens: Ich bin mein eigener Chef. Wo sonst habe ich das in meinem Leben? Meiner Familie ist es ziemlich einerlei, was ich da draußen treibe. Ob nun die Anemone nach da oder die Bergenie nach dort versetzt wird, sie sehen es sowieso nicht. Dieses Desinteresse ist manchmal frustrierend, schafft aber Freiheit! Ich friemle in meinem kleinen Reich vor mich hin und bin allein für all den Unsinn verantwortlich, aus dem wieder nix geworden ist. Ich führe Selbstgespräche, halte mein ungeschminktes Gesicht in

die Sonne, und mir ist herzlich egal, ob meine Latzhose dreckig oder die Fingernägel schwarz vor Erde sind.

Kurzum – ich kann auf meinen amateurhaft bepflanzten Quadratmetern so sein, wie ich bin. Das ist großartig!

Okay, sagen Sie sich jetzt. Verstanden. Kapitel beendet, war's das? Nein!

Da ist noch etwas, das mich jeden Tag mit neuer Begeisterung den Spaten in die Erde rammen lässt. Ich will versuchen es zu erklären, muss dafür aber, pardon, ein kleines bisschen ins Philosophische abschweifen. Und weil das eine ganze Menge Menschen deutlich besser können als ich, ziehe ich an dieser Stelle einen alten Bekannten hinzu.

Mit 17 oder 18 Jahren, ich war der Pubertät gerade einigermaßen entkommen, haben mich die Romane, Erzählungen und Märchen von Hermann Hesse sehr fasziniert. In kürzester Zeit verschlang ich einen Großteil dessen, was der Mann in seinem Leben zu Papier gebracht hat. Mit dem *Glasperlenspiel* fing es an, ich weiß noch, dass eine Freundin es mir schenkte. Mit *Narziß und Goldmund*, *Demian* und dem *Steppenwolf* ging es weiter. Ob Kurzgeschichte oder dicker Schmöker – Hesse kam genau zur richtigen Zeit. Ich fiel hinein in seine Sätze, die so leicht daherkamen und mich doch ganz tief berührten. Seine Schreibe ist blumig, anrührend und schön, aber nie flach, sondern mit großer Tiefe. Noch heute steht fast die gesamte Hesse'sche Taschenbuchausgabe in meinem Regal, aber ich gebe zu – den Band *Freude am Garten* habe ich damals ausgelassen. Und bis heute nicht gelesen. Wahrscheinlich fand ich ein Buch über die gärtnerischen Ergüsse meines Lieblingsschriftstellers schlicht unattraktiv. Ich wollte Geschichten über Menschen lesen und keine über Blumenrabatten. Auch an viele andere der Erzählungen habe ich heute nur noch eine vage Erinnerung, aber das letzte Buch, das ich las, *Siddhartha*, vergaß ich nie. Die Geschichte spielt in Indien und handelt von einem Brahmanen, der zum Bettler wird und sich auf die Suche

nach dem Sinn des Lebens macht. Er begibt sich auf eine lange Reise, wird vom Bettler zum Kaufmann und lebt am Ende als Fährmann an einem Fluss. Er fällt von einem Extrem ins andere und erkennt, dass nicht Wissen ihm Frieden bringen wird, sondern die Erfahrungen, die er in seinem Leben machen wird. Jaaa, das klingt jetzt etwas schwülstig, ist es aber gar nicht! Zumindest nicht in meiner Erinnerung. Am Ende jedenfalls ist es die lange Reise des Lebens selber, die ihn glücklich macht. Mich beeindruckte das damals, aber ich fand die Story auch irgendwie ernüchternd. Ich war auf dem Sprung ins Erwachsenwerden, ich wollte nicht mein ganzes Leben lang auf der Suche sein und auf Erkenntnis warten! Ich wollte, dass mir *jetzt* jemand erklärt, was wir hier auf der Erde verloren haben und wozu das Leben gut sein soll. Das Buch von Hesse zeigte mir, dass dieser Jemand nicht auftauchen würde. Mit *Siddhartha* war meine Hesse-Manie erst mal vorbei. Das Leben nahm Fahrt auf, die Mauer fiel, und im Taumel der Wiedervereinigung schmiss ich recht schnell die unbequeme Frage nach dem *Warum* über Bord.

Erst Jahrzehnte später kam sie in meinem Garten wieder auf mich zu: Warum bin ich? Das war nicht von Anfang an so, nein. Die Frage kam erst unregelmäßig und dann immer häufiger. Heute ist sie täglich an meiner Seite. Egal was ich da draußen tue, sie ist da und sagt »Guten Tag«. Anders als früher, gehe ich ihr nicht mehr aus dem Weg, ich dränge sie nicht weg. Im Gegenteil, ich freue mich, wenn sie kommt. Ich denke über sie nach.

Diese philosophische Begleiterscheinung des Gärtnerns fühlt sich an, wie die Umarmung durch einen geliebten Menschen: wohltuend und warm. Sie stimmt mich milde und macht mich resilenter für all das, was das Leben eventuell an Unerfreulichem zu bieten hat. Wir alle müssen mit Verlust, Trauer, Zurückweisung und anderen Widrigkeiten klarkommen. Wir ärgern uns über kleine und große Hindernisse, die sich uns in den Weg stellen. Manch einer rennt auf der Suche nach innerer Stärke den Marathon, ein anderer spielt Posaune, knüpft Makramee-Körbe oder

verausgabt sich auf dem Tennisplatz. Mein Weg führt hinters Haus. Zwischen den längst abgeblühten Pfingstrosen und dem vermoosten Rasen finde ich meine Antworten und mein Rüstzeug, um außerhalb dieses kleinen Reiches zu bestehen. Egal wie stark der Wind des Alltags mir ins Gesicht bläst, ich fühle mich für all das besser gewappnet, seit ich mir jeden Tag vor Augen führe, dass auch ich nur ein kleiner Teil des großen Ganzen bin, und wir alle nur eine bestimmte Zeit auf dieser Erde verbringen dürfen. Keine neue Erkenntnis, fürwahr. Und doch ist sie für mich an keinem Ort allgegenwärtiger als da draußen zwischen Gehölzschnitt, Tomaten, der abgeblühten Clematis und dem Wein. All das landet am Ende der Saison auf dem Komposthaufen und wird von Milliarden Kleinstlebewesen und Mikroorganismen aufgefuttert, durch Därme gedrückt und ausgeschieden. Aus dem Humus des Alten, kreiert die Natur etwas Neues. Und was für jede Pflanze gilt, gilt gleichermaßen für alle anderen Lebewesen auf diesem Planeten: Auch ich werde sterben.

Und dem natürlichen Kreislauf ist das ganz recht so, er wird sich weiterdrehen, so sehr ich auch versuche, mich dem zu widersetzen. Ein Garten bedeutet Kampf wider die Natur, gleichzeitig aber bringt er die tiefe Erkenntnis, dass man diesen Kampf nicht gewinnen wird. Niemand von uns. Wir sind alle gleich. Also verbringen wir doch die Zeit, die uns bleibt, bevor auch wir von Mikroorganismen zerkleinert und ausgeschieden werden, so angenehm wie nur möglich miteinander. So läuft es sich besser durchs Leben auf unserer gemeinsamen Reise in Richtung Kompost. Seit mir mein grünes Hobby jeden Tag diese Erkenntnis ins Bewusstsein drückt, braucht es schon einen ordentlichen Sturm, um mich umzuhauen. Es ist ein bisschen so, als würde ich dem Schicksal entgegentreten und mit unerschrockener Stimme zu ihm sagen: »Ich weiß ja, dass du mich manchmal ärgern musst, aber komm, ich zeig dir was. Ich habe die dicksten Kohlrabi der ganzen Nachbarschaft und die Astrantien blühen noch nie so schön wie dieses Jahr. Mit dir nehme ich es auch noch locker auf!«

Noch ein paar Gedanken zu Hermann Hesse. Er war, als er *Siddhartha* schrieb, Anfang 40. Wie seine Romanfigur, wie wir alle, war auch er ein Suchender. Hesse hatte bereits eine lange Reise nach Indien und Indonesien, einen Weltkrieg, eine Ehekrise, eine Schreibblockade und eine Psychoanalyse hinter sich. Und er war ein großer Gartenfreund. Jahre vorher hatte er mit seiner Familie einen Garten am Bodensee angelegt. Er wusste, wie man mit Schippe und Spaten umgeht und was es heißt, einen Kompost umzugraben. Nach allem, was man lesen kann, empfand er eine Zeit lang seine Schreibarbeit sogar als lästig, weil sie ihn vom Bestellen seines Gartens abhielt. Hesse hatte so einiges an Erfahrungen angesammelt, ein Teil der Wegstrecke lag bereits hinter ihm. Trotzdem fiel ihm das Schreiben von *Siddhartha* nicht leicht, es brauchte zwei Anläufe und einige Jahre, um das Buch zu vollenden. Er wohnte zu dieser Zeit im schweizerischen Montagnola, hatte in einem Schloss einige Zimmer gemietet, die Scheidung von seiner ersten Frau stand kurz bevor und er blickte auf die bewaldete Natur des Tessin und den Lusaner See. Er hatte eine Schaffenskrise, und die Angst vor dem weißen Blatt muss ihn fast aufgefressen haben. Es erstaunt mich immer, wenn ich lese, wie sehr Menschen, die sich als herausragend, unfassbar talentiert und begnadet in unser aller Gedächtnis verankert haben, mit sich gehadert haben sollen. Kann es wirklich wahr sein, dass ein Schriftsteller wie Hermann Hesse Schreibblockaden hatte? Setzen Genies wie er sich nicht einfach an einen Tisch, spitzen den Bleistift und dann fließt es nur so aus ihnen heraus? Zack! Die nächste Seite gefüllt mit Worten für die Ewigkeit. Mit Sätzen, die noch Jahrzehnte später von suchenden jungen Menschen verschlungen werden. Zack! Schon schießt ihm die nächste Romanidee in den Kopf und ergießt sich in allerschönster Sprache aufs Papier.

Aber nein! Hermann Hesse hatte Zweifel, und wie!

Ich stelle mir vor, wie er vor die Tür ging, wenn er mit dem Schreiben ins Stocken geriet. Wie er sich umschauten, vielleicht zu Hacke oder Spaten griff und dem Schlossgärtner für ein paar

Stunden zur Hand ging. Ich stelle mir weiter vor, wie er die Ärmel seines Oberhemdes hochkrempelte und sich dem Knöterich entgegenstellte. Zwischen den Hainbuchen und dem Spierstrauch schöpfte der von Zweifeln geplagte Hesse in meiner Vorstellung die Kraft, sich den Widrigkeiten des Lebens zu stellen. Na ja, oder zwischen Lavendel und Bougainvilleen, immerhin war er ja in der italienischen Schweiz. Unumstritten ist, dass dieser große Schriftsteller in der Natur Halt, Unterstützung und vielleicht sogar ein paar Antworten fand. Und mir geht es genauso. Auch ich komme bei der Gartenarbeit meinen Antworten näher. Meine Reise dauert hoffentlich noch ein Weilchen. Aber die Erkenntnis, dass es die Reise selbst ist, um die es geht, ist doch schon mal eine Menge wert.



Piekarski



Garten hinterm Haus, Südseite. Braun gefleckter Rasen mit reichlich Unkraut, hinten eine Reihe Fichten als Sichtschutz, rechts und links Mischhecke. Zur Geburt meiner Tochter hatte ich einen Kirschbaum gesetzt, jedes Frühjahr bekam er Läuse. Ir-gendwann gab ich auf, buddelte ihn wieder aus und stopfte ihn in die Mülltonne. Ich war um die 40, meine Familie und ich nutzten den Garten bei schönem Wetter am Wochenende. Sonntags klappte ich dann gerne einen Liegestuhl auf und las Zeitung, am Abend schmiss mein Mann das Fleisch auf den Grill, meine Tochter und ich spielten eine Runde Federball und das Baby krabbelte von der Decke.

Wie jedes Jahr hatte ich mir Tomaten vorgezogen. Noch standen sie in der Küche auf der Fensterbank. Erst im Mai würde ich sie in große Töpfe pflanzen und dicht an die Hauswand gerückt hinausstellen. Ich würde sie regelmäßig ausgeizen, an Bambusstäben hochbinden und täglich gießen. Für mehr hatte ich keine Zeit.

Das war mein Garten im Frühjahr 2011. Er war da, ich war da. Aber wir hatten kaum Kontakt.

Mitte April tippte ich die Nummer der Gartenarbeitsschule Berlin-Wilmersdorf ins Bürotelefon. »Gärtnerische Leitung, Piekarski am Apparat«, meldete sich eine sonore Männerstimme mit deutlichem Jargon am anderen Ende der Leitung. Berliner Mundart vom Feinsten.

»Ja, Guten Tach. Mein Name ist Sabine Platz und ich bin Reporterin beim ZDF«, antwortete ich, ebenfalls mit lokaler Stimm-

färbung. *Was der kann, kann ich schon lange.* »Ich bin auf der Suche nach einem Gärtner für eine neue, kleine Rubrik, die wir in unserem Programm planen.«

Stille am anderen Ende. »Sind Sie noch dranne?«, fragte ich.

»Ja«, sagte die Männerstimme, »ick höre zu.«

»Ja, ähm, also ich suche einen Gärtner, mit dem ich eine Saison lang einen Garten beackern könnte. Fürs Fernsehen. Wir planen etwa fünf oder sechs kurze Beiträge, die dann in unserem *Morgenmagazin* ausgestrahlt werden. Hätten Sie zufällig eine Idee, wen ich da fragen könnte? Kennen Sie einen Gärtner, der das eventuell mit mir machen möchte?«

»Jau, kenn ick«, sagte die Stimme ohne zu zögern. »Nehmse mich.«

Einige Tage vor meinem Anruf in der Gartenarbeitsschule hatten wir in der Redaktion den Entschluss gefasst, eine kleine saisonale Gartenreihe ins Programm zu nehmen. Niemand von uns behauptete von sich, einen grünen Daumen zu haben, ich schon gar nicht. Aber es war Frühling, die Pflanzenwelt da draußen explodierte, und das Thema drängte sich förmlich in unser aller Bewusstsein. In den vorangegangenen Jahren waren wir bei grünen Themen stets zögerlich gewesen. Gartendrehs können aufwendig werden. Man braucht einen Garten, einen Gärtner oder eine Gärtnerin und schlimmstenfalls einen ganzen Haufen Material. Für einen kurzen Magazinbeitrag ist das schnell zu viel. Jetzt aber war mir die Idee gekommen, den Laubengarten einer Bekannten für die Dreharbeiten anzufragen. Ihre kleine Parzelle in einer typischen Berliner Laubenpieperkolonie hatte genau die richtige Größe, nicht riesig, aber auch nicht winzig. Alle Themen, die gärtnerisch eventuell von Interesse sein könnten, ließen sich in ihm abbilden. Obst, Gemüse, Hochbeet, Kletterrosen, Kartoffelacker, Kompost. Auf rund 250 Quadratmetern war alles vorhanden, was es braucht, um ein paar Berichte zu machen. Meine Bekannte war hocherfreut, immerhin kam ihr kleines Glück jetzt

ins Fernsehen! *Der moma-Garten* wollten wir die Rubrik nennen. Ich gebe zu, kein besonders einfallsreicher Titel. Aber ein Anfang. Alle paar Wochen würde sie uns ihre grüne Scholle für einen Drehtag zur Verfügung stellen. Einzig, was noch fehlte, war ein Gärtner.

Ich durchstöberte das Netz und stieß auf die Berliner Gartenarbeitsschulen. Diese Schulgärten existieren seit knapp 100 Jahren – ich hatte noch nie davon gehört. Sie gehören dem Land und werden durch einen Mix aus Steuergeldern, Fördervereinen und Spenden finanziert. Das klang schon mal gut. Heute weiß ich, nur wenige Orte im innerstädtischen Berlin sind großartiger als diese Lehrgärten für Kita- und Schulkinder, mitten im Trubel zwischen Hauptverkehrsstraßen und Dauerbaustellen. 15 Gartenarbeitsschulen verteilen sich über das gesamte Stadtgebiet, und damit liegt die Hauptstadt ausnahmsweise mal vorn in einem bundesweiten Vergleichsrangking. Eine solche Dichte an Schulgärten hat kein anderes Bundesland. Die Gartenarbeitsschulen unterstehen der Berliner Senatsverwaltung für Inneres und Sport. Einigen Stadtplanern sind sie seit Jahren ein Dorn im Auge. Der Wunsch, mehr Fläche als Bauland zu gewinnen, ist groß und seit der Gentrifizierungswahn um sich greift, müssen die Lehrgärten ihre großen grünen Hektar in bester Innenstadtlage immer wieder aufs Neue verteidigen. Wenige Festangestellte und stetig wechselnde Ehrenamtliche halten die »grünen Lernorte« in Betrieb. Gerald Piekarski war der gärtnerische Leiter der Schule im Berliner Stadtteil Charlottenburg-Wilmersdorf, und wir hatten uns für den folgenden Morgen verabredet. Berliner Schnauze hin oder her – bevor ich mit dem Mann mehrere Drehtermine vereinbarte, hielt ich es für angebracht, ihn persönlich kennenzulernen.

Meinen Wagen parkte ich unter der tristen Autobahnbrücke der Berliner Stadtautobahn. Um mich herum war nur Beton und über mir rauschte monoton der morgendliche Großstadtverkehr. Ungemütlich. »Aha«, dachte ich, »und wo soll jetzt hier ein Garten sein?«

Ein häufiges Phänomen in Berlin. Man steht vor einer grauen Wand, neben der Einflugschneise des Flughafens oder auch inmitten zweier Hauptverkehrsstraßen und erst beim zweiten Hinschauen entdeckt man den Eingang zu einer Grünanlage, die sich in unmittelbarer Nähe versteckt hält. Immer wieder überrascht es mich, an welchen Plätzen in Berlin unverhofft eine liebevoll bewirtschaftete Schrebergartenanlage auftaucht. Manchmal mit nur zehn Parzellen! Und wie oft schon bin ich durch drei Höfe gelaufen, nur um dann im letzten eine Remise mit blühendem Dachgarten zu entdecken? Vor ein paar Wochen erst habe ich in Kreuzberg eine Stunde lang einen ganzen Straßenzug abgeklappert auf der Suche nach einem Hofgarten, der als Geheimtipp gehandelt wird. Manchmal, so scheint mir, hält diese Stadt ihre interessantesten Plätze mit Absicht versteckt. Man soll sich gefälligst anstrengen, um sie zu entdecken! Das war schon immer so.

Als ich Anfang 20 war und die Diskotheken erst seit Kurzem Klubs hießen, suchte ich oft wie bekloppt nach der Eingangstür der jeweils angesagtesten Location. Zur Coolness der besonders hoch gehandelten Berliner Dissen gehörte, dass man sie keinesfalls finden durfte. Nur wer wusste, dass in der mit Graffiti bemalten Wand eine Tür eingelassen war, konnte an der richtigen Stelle klopfen und die passende Kellertreppe hinabsteigen. Türsteher gab es selten, und selbst wenn – solange alles friedlich blieb, machten die keine Probleme. Durch ungeklärte Eigentumsfragen standen in den frühen Neunzigern im Ostteil der Stadt haufigenweise Wohnungen leer, überall gab es verwaiste Kellerräume, alte Bunker und ungenutzte Ladengeschäfte. Und in ihnen explodierte das eilig mit ein paar Sperrmüllstühlen und Flaschenbier ausgestattete Nachtleben. *Wild at heart, Friseur, Cookies, Wohnzimmer* oder einfach namenlos – jede Woche machte irgendwo eine andere Tanzbude auf. Und oft nach wenigen Wochen wieder zu. Es wurden Partys gefeiert, als gäbe es kein Morgen und zumindest in meiner Clique war Pogotanzen total angesagt. Vor

allem bei den Jungs. Erinnern Sie sich daran? Dieses wilde, unkontrollierte Hoch- und Runtergehüpfe aus der Punkszene. Das war noch bevor die Love-Parade die Jugend flächendeckend mit Techno infizierte. Die Klubs waren stockdunkel, die Kondensnässen tropfte von der Decke und stets roch es irgendwie modrig. Das Grandiose an dieser Zeit war, dass es niemanden interessierte, ob man aus Lichtenberg oder Lichtenrade kam. Ost- und Westberliner hüpfen gleichermaßen schwitzend durch die Gegend. Nie wieder war die Mauer in den Köpfen so egal wie zu Beginn der Neunziger. An einen Riss gar, der sich 30 Jahre später durch unser Land ziehen könnte, war gar nicht zu denken! Die Mauer war weg und damit war die Sache für uns erledigt. Wir dachten, ehrlich gesagt, an ohnehin nicht allzu viel. Höchstens an das bevorstehende Wochenende und den nächsten versteckten Schuppen, in den wir stolpern konnten. Wir waren jung, wir eroberten die Stadt, alles war möglich.

Nun, heute sind es in meinem Leben nicht mehr die Klubs, die ich an den überraschendsten Orten dieser Stadt finde, sondern die Gärten. Da ist die Luft besser, aber das Prinzip das gleiche – man muss wissen, wo sie sind.

Den Eingang der Gartenarbeitsschule jedenfalls suchte ich damals ein kleines Weilchen. Erst als ich unter der Brücke hindurch ein Stück die Straße entlanggegangen war, stand ich vor einem unscheinbaren Maschendrahttor. An ihm baumelte ein Schild: »Schulklassen bitte im Büro melden!« Ich war richtig. Eine lange Einfahrt aus Kopfsteinpflaster führte steil einen Hügel hinauf und war rechts und links von hohen Koniferen gesäumt. Auf meinem Weg hinauf begleitete mich das Geräusch eines Zementmischers. Ich konnte hören, wie jemand Schippe um Schippe Material hineinwarf. Oben angekommen, gab die Hecke den Blick auf die röhrende Maschine frei, die sich ächzend und monoton im Kreis drehte. Daneben war ein riesiger Haufen Kies aufgeschüttet, einige große Säcke Zement lagen übereinandergestapelt und aus einem Wasserschlauch rieselte ein feiner Strahl. Ein

bärtiger Mann, nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt, schaufelte mit kraftvollen Bewegungen eine Ladung nach der anderen in die Trommel. Seine Haut war braun gebrannt, ich konnte ahnen, dass er viel Zeit seines Lebens in der Sonne verbracht hatte. An seinem kakifarbenen T-Shirt zeichneten sich unter den Achseln Schweißflecken ab, und von seiner Stirn tropfte es. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Es war ein warmer Frühlingstag, und die Arbeit war anstrengend. »Ist gleich fertig. Mach die beide voll und bring sie schon mal in Richtung Beet«, gab er freundlich aber bestimmt Anweisung an eine junge Frau, die mit zwei Eimern von weiter hinten nach vorn gelaufen kam. Auch sie trug Gärtnerkleidung und beide hatten Arbeitsschuhe mit Stahlschutzkappen an. Ich schaute hinunter auf meine offenen Sandalen und blieb in einiger Entfernung vor dem Mann und dem Zementmischer stehen. *Ist der jetzt Maurer oder Gärtner*, fragte ich mich.

»Sind Sie Herr Piekarski?«

»Jenau der«, antwortete er. »Sie sind die Dame vom Fernsehen, richtig? Habense 'nen bisschen Zeit mitgebracht? Ick komme gleich, aber ick muss dit hier noch zu Ende bringen. Sonst wird die Chose fest und dann fangen wir wieder von vorne an.«

»Kein Problem, ich warte«, sagte ich und suchte mir einen schattigen Platz auf einem großen Findling. Ich beobachtete die beiden. Piekarski hatte den Zementmischer ausgeschaltet und schaufelte vorsichtig die breiige Masse in die zwei bereitgestellten Eimer. Kein Tropfen ging daneben. Er stellte die Eimer auf eine Schubkarre und schob sie neben einen bereits ausgehobenen Graben. »Halb voll eingießen, so wie wir es da drüben jemacht haben«, sagte er zu seiner Kollegin und wies auf eine Reihe von Kantensteinen, die ein paar Meter weiter in den Boden zementiert waren. Die beiden erneuerten eine Beetbegrenzung. Keine romantisch-hübsche Beeteinfassung aus Holz oder Weidengeflecht, wie man sie in der *Landlust* oder anderen Hochglanz-Gartenzeitschriften bewundern kann. Nein, eine rein praktische